

Jens Hacke: Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberal-konservative Begründung der Bundesrepublik

Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006 (Bürgertum Neue Folge, Band 3), 323 S.

Zu den kleinen Hinterlisten der intellektuellen Debatte in Deutschland gehörte lange Zeit der Vorwurf, die bundesrepublikanische Geschichte der unmittelbaren Nachkriegszeit stelle so etwas wie eine Epoche der »Restauration« dar. Dies erweckt den Eindruck, die geistigen und gesellschaftlichen Grundlagen der frühen Bundesrepublik knüpften nahtlos an die rückwärtsgewandten, reaktionären Strömungen von der Metternich-Zeit über den Wilhelmsismus bis zur konservativen Revolution der Zwischenkriegsjahre an.

Jens Hacke (Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Sozialwissenschaften an der Humboldt Universität Berlin) wirft in seinem viel beachteten Buch »Philosophie der Bürgerlichkeit« ein ganz neues Licht auf das politische Denken der Zeit, das von diesem Bild markant abweicht. Das Buch – die Dissertation des Autors – beschreitet dabei ausgesprochen wenig ausgetretene Pfade und überrascht auf jeder Seite mit enormem und gut arrangiertem Detailwissen. Die Mehrfachauszeichnung, die dem Buch inzwischen mit dem Friedwart Bruckhaus-Förderpreis der Hanns Martin Schleyer-Stiftung und dem Wolf Erich Kellner-Preis der Friedrich Naumann-Stiftung zuteil wurde, kam nicht von ungefähr und ist wohlverdient.

Die zentrale Figur, um die herum Hacke seine Arbeit aufbaut, ist unter den Geistesgrößen Deutschlands keineswegs einer der großen Namen im Bewusstsein der Öffentlichkeit. Sie ist eher deutlich unterschätzt, wie sich im Verlaufe des Buches zeigt. Der zuletzt in Münster lehrende Philosoph Joachim Ritter (1903-1974) gehört zu den Schlüsselfiguren bei der – nachträglich, wie Hacke feststellt – Begründung der Nachkriegsdemokratie. In dem er Denkelemente des Konservatismus erneuerte, die zuvor meist in einem antiliberalen Kontext existiert hatten, schuf Ritter eine Art Liberal-Konservatismus, der sich als besonders geeignet erwies, der Bundesrepublik eine mehr als bloß theoretische, sondern auch tragfähige pragmatische Rechtfertigung zu geben. Es erwies sich als ein geradezu genialer Schachzug, die liberale Ordnung auch gleich historisch-konservativ zu grundieren.

Dass Ritter darüber der Allgemeinheit nie in dem verdienten Maße bekannt wurde, tat seiner Wirkung kaum Abbruch. Diese Wirkung blieb im Wesentlichen indirekt. Doch wer die Namen derer hört, die aus seinem Kreis hervorgingen, der weiß, dass hier die Quelle einer ungeheuer effektiven Traditions-

bildung vorliegt. Es seien Hermann Lübke, Odo Marquard oder auch Robert Spaemann genannt. Mit deren Wirken befasst sich Hackes Buch dann auch zu einem Großteil.

Im Einzelnen gab und gibt es zwischen den Denkern dieser Schule durchaus Differenzen. Dennoch lässt sich ein gemeinsamer Nenner bestimmen. Er besteht unter anderem darin, dass verabsolutierte Letztbegründungen und überzogene Rationalismen in der geschichts- und gesellschaftsphilosophischen Sphäre verworfen werden. Der tendenziell skeptische, im Kern wohl aristotelische (Ritter war anerkannter Aristoteles-Experte!) Rückgriff auf ein eher prudentielles Rationalitätskonzept verbindet sie mit konservativen Denkrichtungen. Diese Art von Rationalität kann sich jedoch in Institutionen, in denen eine lange geschichtliche Erfahrung ihren Niederschlag findet, am besten entfalten und findet auch dort den begrenzenden Rahmen. Offene Institutionen, die zu pragmatischem Wandel fähig sind, sind dafür am meisten geeignet. Dieses verbindet die Ritter-Schule stark mit dem liberalen und demokratischen Konstitutionalismus. Der bezeichnenderweise aus dem angelsächsischen (liberalen) politischen Denken entnommene Begriff des »common sense« wurde zunehmend zur Stützung des liberal-bürgerlichen Verfassungs- und Ordnungssystems der Bundesrepublik herangezogen. Es entstand ein antitotalitärer Konsens, der sich oft mehr aus der Abgrenzung von der Erfahrung des Nationalsozialismus speiste als von einer (unter Konservativen sonst üblichen) positiven Identitätsbildung, die sich aus Kontinuität speist. Einen Liberal-Konservatismus unter den schwierigen Bedingungen deutscher Diskontinuitäten geschaffen zu haben, war gewiss keine leichte Aufgabe.

Die meisten von ihnen kamen aus der »skeptischen Generation« (Schelsky), die das Ende des Nationalsozialismus zwar als junge Menschen (»Flakhelfer-Generation«) erlebt hatten, aber sich illusionslos, pragmatisch und mit einem Schuss Skepsis der Chance der Neuorientierung hingaben. Misstrauen gegen irrationalen Enthusiasmus und utopische Visionen zeichnete sie aus – eine Folge des vorherigen Missbrauchs von Idealismus. Verbunden war dies mit einer anti-totalitären Grundausrichtung, die sich logisch konsequent auch gegen den Kommunismus richtete. Dies verlieh ihrem Denken im Kontext des Kalten Krieges besondere Relevanz.

Hacke zeichnet auch die zum Teil durchaus unterschiedliche politische Herkunft und Entwicklung der Ritterianer (es gab sie in allen Parteien) mit viel Detailliebe biographisch nach und schildert die großen »bundesrepublikanischen« Debatten, an denen sie an führender Stelle teilnahmen. Dass der Utopismus der »Neuen Linken« der späten Sechziger von ihnen mit Argwohn betrachtet wurde, verwundert nicht, zumal umgekehrt auch sie selbst als »bürgerliche« Denker in die Schusslinie ihrer Gegner gerieten. Dies entfremdete die durchaus zahlreichen Sozialdemokraten unter den Ritterianern von ihrer

ursprünglichen politischen Heimat, die sich mit dem Radikalismus der »Neulinken« nicht anfreunden konnten, um dann eine Art »liberaler Sezession« zu betreiben. Einige von ihnen, vor allem Hermann Lübbe, wuchsen in der Folgezeit zu den Hauptgegenspielern der »68er« auf. In den darauf folgenden Auseinandersetzungen bewiesen die Ritter-Schüler, dass das von ihnen gelegte intellektuelle Fundament ihres Liberal-Konservatismus eine äußerst robuste Geistesgrundlage für die bundesrepublikanische Ordnung bot. Dabei verfielen sie nie auf die offen konterrevolutionäre »Notstandsstrategien«, die der von Carl Schmitt dem Zwischenkriegskonservatismus angediehene aggressive Dezisionismus mit sich brachte. Die »Normalsituation« und ihre Wahrung, so stellt Hacke fest, lagen ihnen besonders am Herzen. Sie trugen damit zu einer zivilen Entschärfung von Konflikten bei, die darin mündete, dass sich später etliche Gegner von einst, etwa Jürgen Habermas, letztlich auf viele ihrer Gedanken einließen. Die seit einigen Jahren beobachtbare Strategie der Linken, sich als die wahre Sachwalterin der Nachkriegsordnung der Bundesrepublik zu gerieren, ist vielleicht ein Reflex darauf. So mag denn die Ritter-Schule auch indirekt einen Beitrag zur Konsolidierung der Grundlagen der bundesrepublikanischen Ordnung geleistet haben.

Es ist ein gelungenes Stück Zeitgeschichte, das wir diesem Buch verdanken. Vor allem aber hat es ein Stück Geistesgeschichte wieder an das Tageslicht befördert, das in Deutschland fast systematisch ausgeblendet wird. Die 50er und frühen 60er Jahre als Neuentdeckung – das alleine macht das Ganze lesenswert. Hackes Werk, das mit dem »Ritterianertum« natürlich nur einen Teilaspekt einer durchaus vielschichtigen Um- und Aufbruchszeit behandelt – die in vieler Hinsicht ähnlichen gesellschaftsphilosophischen Gedanken des Ordoliberalismus der Zeit müssten in eine weiter gefasste Perspektive mit Sicherheit einbezogen werden –, sollte geeignet sein, dafür das nötige Interesse zu wecken. Man kann nur hoffen, dass es zur notwendigen Wiederentdeckung der Nachkriegszeit als einer auch intellektuell überaus innovativen und erfolgreichen Epoche der deutschen Geschichte führen wird.

Berlin/Potsdam

Detmar Doering